

(Nachdruck verboten.)

47) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete kam wie eine Lawine nach Sulby gestürzt, jedem, dem er begegnete, laute Grüße zursend. Als er sich aber der Mank's-See näherte, wuschte er sich den Schweiß von der Stirn, suchte wieder zu Atem zu kommen und stellte sich, als ob er nichts von der Neuigkeit wüßte.

„Wie geht es jetzt der armen Frau?“ fragte er mit weicher Stimme und der jammervollsten Miene von der Welt; eine halbe Minute lang vermochte er seine Rolle trefflich durchzuführen.

Da machten die Frauen große Augen, sahen Pete von der Seite an, winkten einander bedeutungsvoll zu, gluckten und sicherten und sagten: „Seht ihn nur, seht, er weiß noch gar nichts — oder doch? Natürlich nicht, nein? Solches Mannsvolk ist auch zu nichts zu gebrauchen.“

„Aus dem Wege, ihr Weiber!“ brüllte Pete und sprang nach der Treppe.

Dort stand Nancy, ihm den Zugang versperrend und hielt ihn mit beiden Händen an den Schultern fest. „Sie werden hübsch ruhig sein,“ raunte sie ihm zu. „Sie waren ja immer ein verständiger Mann, Pete, und sie ist noch merkwürdig schwach. Darum versprechen Sie, ruhig zu sein.“

„Still wie 'ne Maus,“ sagte Pete, zog rasch seine langen Wasserstiefel aus und schlich auf den Fußzehen zu ihr ins Zimmer hinein.

Da lag sie, vom Morgenlicht beleuchtet, mit einem Gesicht, so weiß wie die Bettdecke, an der sie mit ihren dünnen Fingern zupfte.

„Ich danke Gott für das Leben der Mutter und des Kindes,“ sagte Pete schluchzend, und dann schob er die Decke ein ganz klein wenig zurück, und da ruhte das Kind auf ihrem andern Arm.

Da — wie sehr er sich auch mühte, ruhig zu bleiben wußte er sich doch nicht anders zu helfen, als daß er einen Freudenjchrei ausstieß.

„Da ist er! Ja, ja, er ist's! Er ist's doch! Zuchhei!“

Die Frauen stürzten sich aber auf ihn wie eine Gänse-schar.

„Nur wieder hinaus mit Ihnen, Herr, wenn sie sich nicht besser betragen.“

„Verzeihen Sie, meine Damen,“ sagte Pete demütig.

„Ich bin es noch nicht gewohnt, Kinder zu haben. Bin etwas aufgeregt, Fräulein Nancy, das ist begreiflich. Wußte mir schon auf solche Art Lust machen; die Sache ist mir noch zu neu.“ Dann sich zu dem Bette zurückwendend: „Ach, Kitty — wie schön es aber doch ist! Und wie groß! So groß wie meine Faust schon. Und wie fett! So fett wie 'ne blaue Schmeißfliege. Und wie ähnlich! Nun, nicht gerade sehr ähnlich — aber die Hautfarbe! Gib ihn mir, Kitty, gib mir den kleinen Schelm! Laß mich ihn auch einmal nehmen!“

„Jhn, hat er gesagt! Hört doch den Mann,“ rief Nancy.

„Es ist ein Mädchen, Pete,“ sagte Grannie, das Kind aus dem Bett hebend.

„Ein Mädchen, wirklich?“ fragte Pete zweifelhaft. „Nun, setzte er mit Kopfschütteln hinzu. „Ich danke Gott auch für ein Mädchen.“ Dann, mit einem noch herzhafteren Kopfschütteln: „Ja, ich danke Gott, daß er Mutter und Kind am Leben erhalten, wenn es auch wirklich ein Mädchen ist,“ und er streckte die Arme aus, die Kleine zu nehmen.

„Still halten, Pete, still,“ sagte Grannie, indem sie's ihm gab.

„Sind sie so zerbrechlich, Grannie?“ fragte Pete. Ein guter Geist blickte aus seinem großen Kindergesicht. „Komm zu Deinem alten Papachen, Du kleiner Strandläufer. Der Tausend, Kitty, wie schwer er ist. Das Kind wiegt seinen Viertelcentner; keine Unze weniger, dafür verbürg' ich mich. Sieh ihn nur an. Den Henker auch, Grannie, haben Sie je dergleichen gesehen? 's ist die reine Vollkommenheit. Kitty, ich hätte kein besseres haben können, wenn ich mir's ausgesucht hätte. Wo ist nun Tom Tommy? Der war einmal stolz auf

feinen neuen Jungen und hat geprahlt, er würde ihn nicht für zwei seiner besten Kühe hingeben. Aber gegen den da wird er doch nicht aufkommen können, den? Was beliebt Ihnen zu sagen, Fräulein Nancy? Ich wäre ein Nichtsnutz? Sie haben ganz recht gehabt, Grannie, als Sie sagten, es würde bald eitel Freude sein, wenn erst das Kind da wäre. Am Montag habe ich meinen Strumpf verkehrt angezogen. „Das bringt Glück“, sagte ich, und so war's. Seht nur her! Er droht seinem Vater schon mit der Faust. Ja, wirklich, das thut er. Das Kind da kennt mich. Sie mögen sehr klug sein, Nancy, aber — 's ist durchaus kein Unsinn. Ich lasse mir's nicht ausreden, daß dies Kind mich schon kennt.“

„Hört nur den Mann!“ sagte Nancy. „Er und er und immer nur er. Es ist ein Mädchen, sage ich Ihnen; ein Mädchen — ein Mädchen — ein Mädchen!“

„Nun ja doch, ein Mädchen — so mag's denn ein Mädchen sein,“ sagte Pete mit entschlossener Ergebung.

„Er fühlt sich enttäuscht,“ meinte Grannie. „Hat sich einen Knaben gewünscht, der arme Mensch.“

Doch Pete wies den Gedanken zurück. „Einen Knaben? Bewahre doch! Nein, nein — ein Mädchen, um alles! Ich bin ja selbst ganz für Mädchen, nicht wahr, Kitty? Bin's immer gewesen und hab' ihrer nun zwei.“

Das Kind fing zu weinen an, und Grannie nahm es wieder und wiegte es auf ihren Knien ein.

„Herrgott, was für 'ne Stimme!“ sagte Pete. „Er ist ein geborener Bootsführer — wahrhaftig, ein Hasenmeister.“

Das Kind schlief, und Grannie legte es auf ein Kopfkissen an Käthes Seite.

„Jetzt ist's bergnügt wie ein Zaunkönig,“ sagte Pete.

„Sieh nur den Schatz, wie er lächelt im Schlafe. Doch wo bleibt denn der Alte? Hat er's gesehen? Wir müssen es in die Zeitungen setzen. Die Times? Ja und den Tizer.“ „Das geliebte Weib Kap'tan Peter Williams von einem Knaben — einem Mädchen meine ich ja. O, wie sich die ganze Insel verwundert wird, wenn jedermann es erfährt. Die Zeitungen sind wie die Weiber — plaudern alle Geheimnisse aus. Und was wird Phil dazu sagen? Doch haben Sie nicht einen Fingerhut voll von irgend was, Grannie? Einen stärkenden Schluck für die Damen, Nancy. Du meine Güte, wie handlich ist da die Schenke. Doch um welche Zeit war's? Still — sagt es mir nicht. Es war um fünf Uhr morgens. Nicht? Ja? Wahrhaftig, ich wußte es wohl! Hohes Wasser just um dieselbe Zeit. O, er wird in der Welt emporkommen und auf hoher Flut sterben. Wie ich's hab' wissen können, wann es geboren wurde? O, nichts leichter als das. Wir trieben uns bei Cronk ny Frey Phaa auf dem Wasser herum und sahen nach dem Tageslicht aus. Es war nur eben hell genug, das Schwarze der Nägel zu sehen. Plötzlich hört' ich das Weinen eines kleinen Kindes auf dem Wasser. „Es ist das Kind von Carey Cushins, das keinen Namen hat,“ meint einer der Jungen. „Segel auf!“ sagte ich. Und als dann die Netze eingezogen waren, und wir auf den Knien lagen, um wie gewöhnlich unser Morgengebet zu verrichten, so sagt' ich: „Gott segne mein neugeborenes Kind, und meines Kindes Mutter, und Gott liebe und beschütze sie allerwegen und bewahre auch mich!“ Vom Bette her kam ein leises Stöhnen.

„Lust, schafft mir Lust! Öffnet die Thür!“ riefte Käthe.

„Die Stube wird ihr zu heiß,“ flüsterte Grannie.

„Kommt. Wir sind hier zu viele,“ sagte Nancy. „Hinaus!“ und sie scheuchte Pete mit ihrer Schürze aus der Schlafstube hinaus, als hätte sie es mit einer Schar Enten zu thun.

Pete warf von der Thür aus einen Blick zurück, und ein Mantel, der dort hing, streifte ihm das Gesicht.

„Gott segne sie und lohne es ihr,“ sagte er leise, „daß sie das alles für mich ertragen hat!“

Dann berührte er den Mantel mit den Lippen und verschwand. Einen Augenblick später stahl sich sein schwarzer Lockenkopf in halber Höhe um die Thür herum, wie der Kopf eines großen Knaben.

*) Advertiser.

„Nancy,“ flüsterte er, „legen Sie die Feuerzange quer über die Wiege, damit die Kobolde ihre Macht verlieren. Und Grannie, ich würde es nicht allein lassen, wenn ich in den Kuhstall hinaus ginge; man muß vor dem Zwergebold auf der Hut sein, weil sie's gern vertauschen.“

„Kätthe hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt und hörte ihm mit blutendem Herzen zu. Als Pete hinunterging, kam der Doktor zurück.

„Sie ist doch nicht wohl genug,“ sagte der Doktor. „Es ist besser, wenn sie das Kind nicht stillt. Ziehen Sie es mit der Flasche auf. Es wird für beide das beste sein.“

Es wurde hiernach verabredet, daß Nancy als Kinderwärterin mit nach dem Almenhaus gehen und Frau Gorry ihre Stelle in Sulby einnehmen sollte.

Vierundzwanzig Stunden lang strengte Kätthe sich aufs äußerste an, dem Kinde ihr Herz zu verschließen. Als sie dann aber einige Minuten mit dem Kinde allein war, hörte man sie ihm mit sanftem, leisem Ton etwas vorsingen. Nancy blieb in der Küche stehen, den langen Besen in der Hand, und Grannie hörte in der Schenkstube mit Stricken auf.

„Das hört sich gut an,“ sagte Nancy.

„Armes Ding, arme Kitty! Ist es zu verwundern, daß das Herzblatt den Kopf ein bißchen verloren hat? Seit ihrer Hochzeit hat sie sich nicht recht wohl befunden.“

Sie schlichen zusammen den ungewohnten Klängen nach, die Treppe hinauf und fanden Pete, den sie vermißt hatten, vor der Schlafstubenthür stehen, halb zusammengekrümmt, und mit zurückgehaltenem Atem hörend.

„Pst!“ machte er und spitzte den Mund, um den Klang anzudeuten. Dann flüsterte er: „Sie erfüllt die ganze Stube mit Musik. Hört nur. Es klingt so schön wie Eisenreigen. Und es ist die kleine Fee selbst, die's ihr entlockt.“

Den nächsten Tag kam Philipp und Pete ließ sich's nicht nehmen, er mußte mit ihm hinauf zu dem Kinde.

„s' ist nur Phil,“ sagte er durch die Thür, indem er Philipp hinter sich her in Kätthes Zimmer zog, denn eine große Freude gestattet mancherlei Vertraulichkeit und durchbricht die üblichen Rücksichten. Kätthe blickte nicht auf, und Philipp trachtete so schnell wie möglich zu entkommen.

„Er bringt auch gute Nachrichten für sich selbst mit,“ sagte Pete. „Man wird ihn in vier Wochen zum Decemier machen.“

Da erhob Kätthe die Augen zu Philipps Gesicht, und die ganze Herrlichkeit seines Erfolges schrumpfte vor ihrem Blick zusammen. Er wandte die Treppe hinunter und eilte weg. Der alte, nicht zu verschenkende Gedanke: „Sie liebt mich noch immer,“ war wieder da, aber wie so ganz anders hatte er jetzt in der Gegenwart des Kindes auf ihn gewirkt! Als er das kleine, zarte Gesichtchen sah, bemächtigte sich seiner ein neues Gefühl. Ihr Kind — es hätte auch sein eigen sein können. War sein Gewinn des Kaufpreises auch wert? War wohl irgend eine Beförderung in der Welt mit einem Tropfen aus Petes Freudenbecher zu vergleichen — mit der Morgenröthe, die über dem Haus eines armen Mannes aufgeht, wenn er zum erstenmal Vater wird?

Drei Wochen später führte Pete sein Weib in Cäsars Sig wieder nach Hause. Es geschah genau in derselben Weise, wie er es hergebracht hatte, nur daß jetzt in den Tüchern, die Kätthe einhüllten, auch noch das Kind mit geschlossenen Augenlein ruhte, die flache Milchflasche neben sich. Es war ein herrlicher Frühlingmorgen; das junge Sonnenlicht lag auf dem Moor und dem goldenen Ginster am Wege. Pete war so glücklich wie ein Knabe; er sang und pfiß während des ganzen Heimwegs und ahmte die Stimmen aller Vögel unter dem Himmel und aller Vierfüßler auf Erden nach. Als sie im Almenhaus ankamen, hob er sein Weibchen so zärtlich herab, als ob sie das Kleine gewesen wäre, daß sie in den Armen hielt. Er war stark und sie war schwach, und er stützte sie halb, halb trug er sie bis an die Thür der Vorhalle. Hier stand Nancy und nahm ihr das Kind ab; als sie es that, rief Pete, der wieder zum Pferde zurückgegangen war: „Das ist der letzte Hausrat, der uns noch gefehlt hat, Nancy. Was ist ein Haus ohne Kind? Eine Stube, welcher die Uhr fehlt.“

„Eine Uhr — nun wahrhaftig,“ rief Nancy. „Uhren bleiben doch stehen, die aber läuft immer fort wie ein Mühlwerk.“

„Man soll die Nachtgeister nicht versuchen,“ rief Pete. Er war aber ganz von kindischer Lust erfüllt.

Kätthe trat ein. Das Feuer brannte im Empfangszimmer,

das Kamingerät glänzte wie ein Spiegel. Die Zieraten auf dem Sims waren mit Fuchsfiazweigen geschmückt. Alles strahlte Wärme aus und war heiter und anheimelnd. Sie setzte sich nieder, ohne den Hut abzunehmen. „Warum kann ich nicht ruhig und glücklich sein?“ dachte sie. „Warum kann ich mich nicht zwingen, ihn zu lieben und das andre zu ver-gessen?“

Sie glich aber einem Wesen, das durch eine Wüste im Meere dahinwandelt, durch eine weite, in Wasser versunkene Sahara. Ihr ganzes Leben, ihre Liebe, ihr Glück schwebte über ihrem Haupt, und nur schwarze Schatten waren um sie her.

IX.

Je mehr Kätthe sich klar machte, daß sie eigentlich in der Lage eines gefallenen Weibes sei, desto mehr bestrebte sie sich, gut zu sein. Sie nahm ihre Zuflucht zur Religion. Es war aber in ihrer Religiosität kein Glaube, kein Bekenntnis, keine Ueberzeugung, keine schwärmerische Andacht, sondern nur Furcht, Scham und Zerknirschung. Am Sonntag ging sie des Morgens zu den Christen, des Nachmittags in die Kirche, des Abends in die Wesleyanische*) Kapelle und am Mittwochabend in das Missionshaus der Primitiven.**) Diese Vielseitigkeit war ihrem Vater auffällig. Er sah in ihr zuckendes Gesicht und fragte, ob sie eins der zehn Gebote heimlich übertreten hätte. Sie wurde blaß und antwortete: „Nein.“

Pete folgte ihr, wohin sie auch ging, und als einige Sektierer von gemeiner Gesinnung dies sahen, schlossen sie sich ihm an und verletzten einander in der Hoffnung, sich seines Geldbeutels zu bemächtigen. „Sie können doch nicht daran denken, zu der Gemeinde dort überzutreten,“ sagte einer. „Die halten's mit der Gnadenwahl — eine geisttötende Lehre.“ — „Ein rechtschaffener Mensch mag nichts mit Cowleys Bande zu thun haben,“ sagte ein anderer. „Sie leugnen die Erbsünde und sind wenig besser als Ungläubige.“

Pete kannte alle in- und auswendig, bis in die Uhr-taschen ihrer Westen hinein.

„Ihr erinnert mich,“ sagte er, „wenn Ihr von Euren Lehrjahren anfangt, an die Kaffern draußen in Kimberley. Wenn einer von ihnen einen alten Hut im Vorhof fand, den ein Weißer weggeworfen hatte, so zündeten sie nach Dunkelwerden ein Feuer im Freien an und hielten eine richtige Tynwaldversammlung ab. Sie hockten zusammengekauert rings im Kreise, so daß nichts weiter von ihnen zu sehen war als ihre Augen und Zähne, und verhandelten über so viele Fragen, als im Katechismus stehen. „Wer fand ihn?“ sagte der eine. „Wo fand er ihn?“ fragte ein anderer. „Wenn er ihn nicht gefunden hätte, wer würde ihn dann wohl gefunden haben?“ Und so ging es fort bis zwei Uhr morgens; das Feuer war längst ausgebrannt, die ganze Bande hockte im Dunkeln und kreischte durcheinander wie eine Schar Affen. Und das alles wegen eines alten, durchlöchernten Gutes, der keinen Heller wert war.“

„Welche Gotteslästerung!“ schrien sie. „Und doch geben Sie der Witwe und leihen dem Herrn. Sie befolgen die Lehren der Religion, an die Sie nicht glauben.“

„Dann haben wir einander nichts vorzuwerfen,“ sagte Pete, „denn Ihr glaubt an die Lehren und befolgt sie nicht.“

Zuletzt siegte Cäsar aber doch noch über Pete, trotz seiner Freiselsucht. Die Zeit des jährlichen Gottesdienstes im Freien rückte heran. Kätthe nahm an demselben teil, und Pete folgte ihren Fußstapfen wie ein großer Hund. Die Gemeinde versammelte sich bei der Sulbybrücke und zog unter Absingen eines Erweckungsliedes durch das Dorf. Vor einem Felde Cäsars in der Schlucht ward angehalten; es war das vorjährige Melliashfeld, und Cäsar bestieg einen Karren, der dort hingestellt worden war, um als Kanzel zu dienen. Dann wurde aufs neue gesungen, und die Menge teilte sich in viele kleine Kreise, die sich wie Ginsterbüsche auf den Bergen zerstreuten. Bald darauf vereinigten sie sich wieder bei den Klängen eines andern Chorgesangs und scharten sich um den Karren, auf dem Cäsar seine Predigt hielt.

Sie handelte von der Pflicht, nach sündloser Vollkommenheit zu streben. Es gebe, sagte er, zur Zeit schlechte Menschen und glückliche Sünder auf der Insel, die behaupteten, daß es nicht gut wäre, ohne Fehl in diesem Leben zu sein, weil Tugend Stolz erzeugte und Stolz eine Todsünde sei. Und

*) Den Anhängern der von John Wesley gegründeten methodistischen Sekte gehörend.

**) Eine von Hugh Bourne gegründete Methodisten Sekte.

dann gebe es wieder andre, die sagten, daß, weil der Mensch bereuen müsse, um selig zu werden, er auch sündigen müsse. Das wären aber Lehren des Teufels, denen sie ihr Ohr verschließen sollten. Könnte wohl ein Mensch im Glaubensstand eine Sekunde leben, ohne eine Sünde zu begehen? Gewiß könnte er das. Eine Minute? Gewiß. Eine Stunde? Ohne Zweifel. Wenn aber der Mensch eine Stunde ohne Sünde zu leben vermag, so kann er das auch einen Tag, eine Woche, einen Monat, ein Jahr — ja sein ganzes Leben lang.

Als Cäsar so weit gekommen war, hatte er sich in solchen Schweiß hineingearbeitet, daß er den Rock auszog, ihn über die Räder des Karrens hing und in Hemdärmeln fortfuhr. „Wer vom Glauben abfällt, hat keine Entschuldigung. Der Teufel kennt allerlei Kräfte; er macht wohl einen Pakt mit Euch, aber den Preis vergißt er zu zahlen. Es war eine alte gute Regel, daß, wer sich fleischlicher Sünden schuldig gemacht hat, dafür öffentlich in dieser Welt bestraft werden soll, damit sie ihm am jüngsten Tage nicht angerechnet werden.“ (Fortsetzung folgt.)

Kleines Revueletton.

c. Im Krater eines Vulkans während eines Ausbruchs.

Einen Abstieg in den Krater eines Vulkans, während dieser in Thätigkeit war, schildert Dr. R. S. Schaler, Professor der Geologie an der Harvard-Universität, in einem Artikel über die Natur der VULCANe, den er in der neuesten Nummer der „North American Review“ veröffentlicht. Dr. Schaler ist einer der sehr wenigen Männer, die die Kühnheit gehabt haben, ein solches Wagemuth zu vollführen; er that dies während eines leichten Vesuviusausbruchs im Jahre 1882. Aus seinem fesselnd geschriebenen Bericht geben wir das folgende wieder: „In Gesellschaft meines stämmigen Trägers gewann ich den Rand des Kraters, ohne eine andre Unbequemlichkeit als die, die aus der heftigen Erschütterung des Regels bei den aufeinanderfolgenden Explosionen und dem heftigen Sturm, der die ausgeworfenen Lavastücke gegen Pompeji hin trieb, folgte. Als ich einmal am Rande des Kraters war, während ich das Gesicht durch eine Papiermaske geschützt hatte, war es mir möglich, in den Abgrund hinabzublicken und den Sitz eines Ausbruchs vielleicht aus größerer Nähe zu sehen, als irgend ein Geologe bis jetzt Gelegenheit hatte. Die Hitze war beinahe unerträglich und die Luft manchmal zum Ersticken von Rauch und Schwefeldampf erfüllt. Ueberdies wurde ich bei den meisten der aufeinanderfolgenden Explosionen den aschebedeckten Abhang hermitgeworfen, ehe ich Gelegenheit hatte, genau zu sehen, was geschah. Dennoch war die Anstrengung nicht ganz fruchtlos, denn ich konnte gewisse charakteristische Vorgänge beobachten, die auf den Verlauf eines Ausbruchs Licht werfen. Der Kraterschlund hatte mehrere Hundert Fuß Durchmesser und war ein- oder zweihundert Fuß tief. Da nichts in Schweite war, das als Maßstab dienen konnte, so konnte die Größe nicht sicher bestimmt werden. Die inneren Abhänge der Höhlung führten trichterförmig zu einer Art Brunnenschacht, der ungefähr 60 Fuß Durchmesser hatte, und fast senkrecht hinabging. Der obere Teil des Trichters war nicht heiß genug, um zu glühen, aber das untere Drittel war matt rotglühend und weiter unten von glänzenderer Farbe, und der senkrechte Schacht glühte wie ein Schmelzofen. Ungefähr vier- oder fünfmal in der Minute wurde dieser gewöhnlich leere Schacht mit weißer, sehr flüssiger heißer Lava gefüllt, die anscheinend so flüssig war wie Wasser und schnell aufwärts quoll, bis sie den Krater in einer Tiefe von vierzig Fuß oder mehr füllte. Dann schwoh der Strudel wie eine große aufbrechende Blase, so daß die Lavatrümmer aufwärts getrieben wurden, als ob sie aus einer Kanone geschossen würden. Der Vorgang ging so schnell, daß von der Zeit, da die Lava in dem Schacht ungefähr flüssig Fuß unter dem Trichter sichtbar wurde, bis zum Augenblick der Explosion nicht mehr als drei Sekunden vergingen. Sobald die Entladung erfolgte, fiel die nicht ausgestoßene Lava in die Tiefe des Schachtes zurück und war nicht mehr zu sehen. Augenscheinlich wurde die Explosion durch das Entweichen von Gas oder Dampf unter sehr hoher Spannung hervorgerufen. Im Augenblick der Explosion wurde die Höhlung unter der zerrissenen Oberfläche sichtbar. Der Dampf war zuerst vollkommen durchsichtig; in einem Moment nahm er jedoch stahlgraue Färbung an und nach ein oder zwei weiteren Sekunden hatte er die weißliche Farbe des Rauchs. Als die Wolke über mich hinwegfegte, war ich sicher, daß sie aus Wasserdampf mit Schwefelgas und wahrscheinlich etwas Chlor und andren Gasen bestand. In vier oder fünf Sekunden trieben die von der Hitze und dem Sturmwind veranlaßten Luftströme den Rauch aus dem Schlund, so daß alle seine Teile wieder deutlich sichtbar waren. Ich berechnete die Schnelligkeit des Aufstiegens der Trümmer, die in der Sekunde wenigstens vierhundert Fuß in die Höhe geworfen wurden. Die Zeit, die zwischen dem Versten der Blase und dem Krachen der auf die andre Seite des Regels fallenden Massen verfloß, zeigte, daß sie zu einer Höhe von mehr als fünf-

zehnhundert Fuß aufstiegen. Meine Beobachtungen am Krater wurden plötzlich durch ein Nachlassen des Sturmes unterbrochen, der sie ermöglicht hatte. Jetzt begannen Lavamassen in meiner Nähe niederzufallen, so daß ich mich schleunigst zurückziehen mußte. . .“

— **Schauspielergarderoben im alten Burg-Theater.** In der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht Hermann Schöne Erinnerungen an das „Burg-Theater vor 40 Jahren“; u. a. erzählt er auch von seinem ersten Gastspielabend: „... Ein Theaterdiener, „Anfänger“, wie der offizielle Titel lautete, war mir Begleiter bis zu den Garderoben. Erst schritten wir die steinernen Stufen der Reißschule hinauf, bis wir zu einem hölzernen Treppchen kamen, das nach dem Ankleideraum der Hofschauspieler abzweigte. Als mir die Thür geöffnet wurde, vernahm ich ein Blasinstrument. „Der Garderobegerichter bläst wieder Tschakan“, sagte mein Führer; „wissen S‘, das is so a böhmisches Klarinetterl; er is a Deuschböhm“, aber doch a Wöhm“, und da muß er halt Musik machen; z’ Haus leidt’s sei Frau net, da bläst er dem hier bis gegen sechsen hin, wann d’ Herren kommen.“ Heute mußte er früher als sonst seine Leubungen einstellen, denn ich hatte mich zeitig auf den Weg gemacht. Trotzdem empfing er mich sehr freundlich. „Ich vitt, Herr v. Schöne“ — er adelte mich, wie es alle Theaterbediensteten thaten —, „Sie kommen ins Löwe-Kammerl.“ Ich sah ihn fragend an. — „In die Garderobe des Herrn v. Löwe mein’ ich. Wissen S‘, mir sein neunundzwanzig Hofschauspieler und haben bloß dreiundzwanzig Kammereln, da muß mer sich behelfen, so gu’t geht. Die Herren Gäst’ bekommen immer die besten Kammereln, von die Reschischör, die grad niz zu thum ham. Wann d’ Gäst’ engagiert werden, ham’s zuerst la eigne Garderob’, sie müssen sich heut’ in dem Kammerl anziehen und morgen in dem, bis amal ans frei wird; dann erben sie sich in immer bessere hinauf, wann’s was lömen, bis i’ z’letzt als Reschischör in a Kammerl mit an Fenster kommen — wenn sie’s mögen. Schann S‘, da hint an End vom Gang, wo das Tischertl unter der Oellampen steht, jagt sich der Herr Bedientenspieler an, der kriegt in sein Leben a Kammerl.“ —

Musik.

Die Klage, daß wir in allen Künsten bei den wirklich kunstwürdigen Leistungen so viel Ernstes und so wenig Heiteres bekommen, daß es z. B. allenthalben an guten Lustspielen fehlt, wird viel zu wenig wiederholt. Die Gattung der „komischen Oper“ hat aus ihrer vergangenen Höhe einen kleinen Ersatz dafür gegeben; ihre Nachfolgerin, die Operette, gab vieles dazu; diese haben es noch lange nicht so weit gebracht wie ernste Stücke der musikalischen Dramatik. Inwiefern sich die Operette jetzt in einer Uebergangszeit befindet, und welche verschiedenen Beiträge dazu deutsche, französische, englische Arbeit liefert, ist an dieser Stelle öfter auseinandergesetzt worden. Die englische Operette hat uns genug geärgert durch ihre Beschränktheit im Burlesken und Grotesken, kurz durch ihre Dummheit. Manches Graziose, Leichtfüßige ist ihr nicht abzuspochen; es fragt sich nur, in welchem Dienst es verwendet wird. Schließlich sind doch die Operetten zu beiden Seiten des Rheins, des Kanals und des Atlantik in den Hauptmängeln einander gleich.

Von diesen Mängeln dürfte einer der tiefstgreifenden der sein, daß das bisherige Dramatik des Textes in den gesprochenen Dialogen erlebiger wird und die Musik zur lyrisch-dekorativen Ausschmückung verbleibt. Darin Wandel zu schaffen, die dramatischen Wendungen endlich oder wenigstens mehr als bisher in die musikalischen Teile zu verlegen, muß einer der Wege zur künftigen Höhe des musikalischen Lustspiels sein.

Wir schreiben dies in einer Jahreszeit, in der viele verwundert fragen, ob denn jetzt noch in Berlin Musik gemacht wird. Sie leben in der Damalszeit, die that, als höre im Sommer die Kultur auf. Sie wissen nicht, daß wir jetzt auch in der heißen Zeit unsre zwei bis drei Opern- und Operetten-Stationen haben; sie verschlafen selbst die Prevozia, die in der Morwih-Oper das Ensemble mit sich reißt; sie könnten mindestens den „Silbernen Pantoffel“ anschauen und anhören, den bei Kroll das Personal unfres Central-Theaters als Nachfolger fernerer Gäste vorführt. Vorgestern (Dienstag) wurde er für Berlin zum erstenmal gegeben und mit mehr als Premierenerfolg aufgenommen — die Blumengrüße könnten allein schon einen eignen Bericht verlangen.

Der Komponist Leslie Stuart hat sich vor allem das Verdienst erworben, jene Verlegung der dramatischen Fäden und Knoten in den musikalischen Teil, die ihm sein Textdichter Owen Hall hergerichtet, mit viel Energie durchzuführen. Und er thut es mit einer guten, namentlich auch in der Orchestrierung einigermaßen künstlerischen Musik. Die retardierenden Bestandteile, sonst die Force der üblichen Operetten, treten dahinter weit zurück, ja sie fallen meistens in den gewöhnlichsten Operettentönen zurück. Ausnahmen sind ein oder das andre kleine Ensemble (z. B. das Duett „Schaufeln und gaulen“ . . .) und die Schlußrede des Beunruhigten, die mit ihrem originell-einfachen epischen Ton vielleicht noch vorbildlich wirken können. Die fast allen Operetten und auch sonst einem großen Teil unsrer Musik eigne Remot an Rhythmus herrscht hier ebenfalls. Wädhäten sich doch unsre Komponisten des leichten Genres darin auch nur annähernd so viel Ehrgeiz zulegen, wie sie es in der Melodik und nun zum Teil auch in der Instrumentierung thun! Spezifisch englisch ist das Stück hingegen durch die große Rolle, die in ihm das Tänzeln spielt;

namentlich die Evolutionen, die sich an die Duette usw. anschließen, verlegen uns in das Land, das am liebsten selbst den Shakespeare vertanzten möchte.

Die alte Garde des Central-Theaters kam auch das. Sie könnte noch mehr. Sie wäre wohl sogar im Stande, uns auch eine vollkommene leichtkomische Oper vorzuführen. Sie hat eine so ausdrucksvoll nuancierte, amüthige Vortragsweise, daß ich das Walten eines Vortragsmeisters dahinter vermute. Wahrscheinlich ist es Direktor F e r e n z y selber — diesmal wieder der Ingenieur des Ganzen. Das Gesangstechnische bleibt dahinter weit zurück. Hier haben noch dazu die Gesangskräfte, an das intimere Central-Theater gewöhnt, erschrocken unter dem Zwang oder Drang gelitten, dem weiten Raume bei Kroll gerecht zu werden. Im Vordergrund stand wieder M i a W e r b e r mit ihrer zwar nicht vielseitigen, aber bewundernden Lieblichkeit und ihrem einen Pantoffel; den andern hat das Venuskind Stella zur Erde geworfen, wofür sie um die Menschen mit ihren Klüssen und Wunderlichkeiten lernen muß. Als wunderlicher Wundermann mit den virtuosen Bewegungen stand ihr E m i l S o n d e r m a n n zur Seite — und so weiter die bekannten Kräfte.

Der ohnehin nach altem Muster minderwertige dritte Akt brachte auch ein Ballett vom bekannten Schläge. Doch ließ es uns den sonst nur auf dem Zettel zu sehenden Ballettleiter Eugen C h e b u s in einer eignen Tanzrolle kennen lernen. Das Orchesterspiel reicht an das Gesangspiel nicht heran. Auch des Kapellmeisters Kurt G o l d m a n n Einlagen sind kein wirkliches Plus. Ob die Verolinisierung des Ganzen durch W. M a n n s t ä d t dem Original förderlich war, bezweifle ich. Die Scenenbilder aber waren glückliche Griffe. —

Kulturgeschichtliches.

— Zur Geschichte des Kartoffelfeldbaues in Deutschland bringt E. Johnson im „Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde“ neue urkundliche Beiträge. Unter den deutschen Ländern ist Sachsen das erste gewesen, in dem der Kartoffelbau im großen betrieben wurde. Nachdem die Kartoffel als Gartenfrucht hier und da in Deutschland erschienen war, wurde sie als Feldfrucht zuerst im sächsischen Vogtlande heimisch. Die Kartoffeln gingen darum auch unter dem Namen „vogtländische Knollen“. Alexander v. Humboldt nennt 1717 als das Jahr, wo mit dem Anbau der Kartoffel als Feldfrucht der Anfang gemacht worden sei. Johnson beweist indes an der Hand von Urkunden, daß der Kartoffelbau sich schon früher eingebürgert haben muß. Am 14. März 1701 verkauft Nicol Wunderlich zu Warendorf vor dem Reigensteinschen Gericht sein Besitzthum an seinen gleichnamigen Sohn und bedingt sich unter den Auszugsleistungen außer der freien Herberge und bestimmten Getreidemengen, daß der Käufer für ihn zwei Mäße Lein säet, „zwei Beete Feld zu Kraut und ebensoviel zu Erdäpfel“ giebt. Die Erdäpfel müssen also damals schon zum regelmäßigen Lebensbedarf des vogtländischen Bauers gehört haben. Es findet sich ferner in den Schönberger Gerichtsakten vom 12. Februar 1680, daß Veit Wolfram zu Schönberg dem Michael Pidel ebenda vor den von Reigensteinschen Gerichten vorgeworfen hat, er sei ihm Erdäpfel schuldig geblieben. In diesem frühesten Fall läßt sich jedoch nicht mit Bestimmtheit erkennen, daß die Kartoffel im Felde, wohl aber, daß sie auch vor 1680 schon gebaut worden ist. Aus diesen Urkunden geht hervor, daß Deutschland mit dem Kartoffelbau den Engländern weit vorgegangen ist. Denn die Engländer zogen noch 1784 die Kartoffel als Raschpflanze in Gärten, und die Schotten versuchten erst seit 1780 den Kartoffelbau auf dem Ackerfeld. Die Einführung der wohlfeilen Kartoffel hat der sächsische Manufaktur des 18. Jahrhunderts die Konkurrenz gegen die mit Hilfe großer Kapitalien billig erzeugten und überdies durch Ausführprämien und Zollvergütungen von der englischen Regierung planmäßig begünstigten englischen Waren erleichtert. Sie hat freilich auch die Verdrängung wertvoller und gesünderer Nahrungsmittel der arbeitenden Volksschichten zur Folge gehabt und das physische Elend der Massen, das auch in der heutigen industriellen Blüte noch fort-dauert, mitverschuldet. —

Geographisches.

ss. Ein großer Wasserfall in Ostafrika wird von dem englischen Reisenden Wetton in einer lebhaften Schilderung beschrieben. Der Wasserfall ist den Geographen nicht ganz unbekannt, hat auch schon seinen Platz auf der Karte gefunden, aber er wird erst jetzt für den Afrikareisenden in bequemer Weise erschlossen werden durch die große Staatsstraße, die von der Hauptstadt Uganda nach dem Gestade des Albertsees im Bau begriffen ist. Durch diese Kunststraße wird der alte Karawanenpfad, der hier allein den Verkehr bisher vermittelt hat, überflüssig gemacht werden. Die neue Straße wird in unmittelbarer Nähe an den Murchison-Fällen vorbeiführen, die von dem sogenannten Sommer-Nil (Atvira) gebildet werden. Zwei mächtige Gneißfelsen ragen hier von beiden Seiten in den Strom hinein vor und schließen ihn dermaßen ein, daß nur eine enge Thalschlucht die Wassermassen des Flusses hindurchläßt. Die Murchison-Fälle sind nicht nur großartig durch ihre Höhe und ihren Wasserreichtum, sondern auch merkwürdig in anderer Hinsicht. Wetton war bei seiner Annäherung an die Fälle erstarrt, einen ganz eigentümlich unregelmäßigen Ton zu hören, der namentlich

bei Nacht einen seltsamen Eindruck machte. Die zahlreichen Krotobile, die in der Nähe der Fälle fast immer zu finden sind, verleihen seiner Umgebung einen weiteren, vielleicht nicht ganz erwünschten Reiz. Vorläufig ist der Zugang äußerst schwierig über die schlüpfrigen Felsen hinweg. Wenn man das Becken erreicht, in das der Fall in seinem letzten Sturz niedergeht, so erblickt man den Dampf, oder, wie der Norweger sagen würde, den Rauch, der von den niederprasselnden Wassermassen aufsteigt und dem Pflanzenwuchs mit seinem dauernden Sprühregen so günstige Lebensbedingungen schafft, daß er sogar auf den senkrechten Klippen üppig gedeiht. Ueber dem herrlichen Landschaftsbild schwebt gewöhnlich noch ein doppelter Regenbogen gleich einem wundervollen goldenen Rahmen. Die Besonderheit der Murchison-Fälle beruht, wie schon aus der Erwähnung des eigentümlichen von ihm ausgehenden Geräusches gefolgert werden kann, in der Unregelmäßigkeit des Sturzes. Eine ungeheure Wassermenge fällt tosend in das Wasserbecken hinab, gefolgt von einer mächtigen Brandungswelle, dann tritt eine Pause ein, dann folgt wieder ein Sturz und so fort. Wetton hat wohl als erster Europäer die Beschaffenheit des Flußbettes oberhalb der Murchison-Fälle genau untersucht und daraus auch deren wunderbare Beschaffenheit erklärt. Das Bett ist nämlich oberhalb äußerst eng, an der schmalsten Stelle höchstens fünf Meter breit. Schon auf dieser Strecke und noch weiter hinaus bildet der Sommer-Nil eine Folge von Fällen unter fortgesetzten Verengungen und Erweiterungen seiner Breite. Schließlich gelangt er, bereits mit einer außerordentlichen Strömungsgeschwindigkeit in den engsten Teil der Schlucht, und trifft dann, bevor er sich zu dem Hauptfall niederstürzt, auf eine Felschwelle von etwa 5 Fuß Höhe, über die er nun hinüberbrauet; dadurch entsteht der talmäßige Rhythmus, der die Murchison-Fälle zu einem ganz eigenartigen Naturwunder macht. Die mächtige Woge scheinbar siedenden Wassers, die jedem einzelnen Sturz folgt, entsteht eben durch den Anprall des Wassers an jenes Fels Hindernis. Das Schauspiel ist höchst eindrucksvoll, und nur der Ingenieur wird es vielleicht mit gemäßigten Gefühlen betrachten, indem er die Verschwendung einer so ungeheuren Wasserkraft bedauert. —

Humoristisches.

— Einer, der nicht grob werden will. Gast: „He, Kellner, tragen Sie das zurück! Das ist ja ein Saufressen!“
Kellner: „Werden Sie nicht grob!“
Gast: „Mit Ihnen will ich nicht grob werden, Sie sind bloß ein dummer Kerl, aber der Wirt ist ein Lump!“ —
— Verplappert. Zahnarzt (zur Patientin): „Mein Gott, Fräulein, wie kann man so ängstlich sein; haben Sie nicht das verquälte Gesicht der andren Patientin gesehen, die eben herauskam? — — — und der habe ich sogar einen unrichtigen Zahn herausgezogen!“ —
— Unverfrorenheit. Besucher: „Wo bleiben denn die beiden zusammengewachsenen Damen, die haben Sie wohl gar nicht?“
Schaubudenbesitzer: „Sie sehen wohl schlecht, eine ist doch schon da.“ —
(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Das Berliner Theater bringt in seiner nächsten Spielzeit Adolf Wilbrandts Drama „Timandra“ zur Estaufführung. —
— In Reg. wurden dieser Tage die Grundmauern eines zweiten römischen Amphitheaters entdeckt; der Längsdurchmesser des Ovals beträgt etwa 146 Meter. —
— In der Nähe der australischen Stadt Orange ist dieser Tage eine ganze Anzahl Quellen, die seit dreißig Jahren und länger vollständig versiegt waren, plötzlich wieder zum Ausbruch gekommen. Die gleiche Erscheinung wird auch aus der Gegend von Boulburn gemeldet. Ob zwischen diesem Phänomen und den Eruptionen auf den kleinen Antillen ein Zusammenhang besteht, ist eine Frage, die vielfach erwogen wird. —
— Bildnisse Christi. Der Archäologe de Mély machte der französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften eine bemerkenswerte Mitteilung über die Bildnisse Christi seit dem Beginn unsres Zeitalters, die er gesammelt und chronologisch geordnet hat. Er stellt mit Bestimmtheit fest, daß Christus bis zum Jahre 325 b a r t l o s erscheint. —
— Eine Chronometer-Konkurrenz-Prüfung wird vom 30. Oktober 1902 bis zum 8. April 1903 in der deutschen Seewarte in Hamburg abgehalten werden. Die Konkurrenz, zu der bis zu 10 Chronometer eingeliefert werden können, ist für alle in Deutschland ansässigen Uhrmacher frei, die sich als solche durch Vehrbrief oder Zeugnisse von Uhrmacherschulen ausweisen können. Das Reichs-Marineamt hat für die sechs besten Chronometer Prämien von 1200 M., 1100 M., 1000 M., 900 M., 800 M. und 700 M. ausgesetzt. —